

Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 21 (1953-1954)

Artikel: Engadiner Erlebnisse : Rundbrief an die Freunde (August 1953)
Autor: Hesse, Hermann
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-758728>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ENGADINER ERLEBNISSE

*Rundbrief an die Freunde
(August 1953)*

Von Hermann Hesse

Liebe Freunde

Je länger man sich um sie bemüht hat, desto schwieriger und problematischer wird einem das Arbeiten mit der Sprache. Bald werde ich, allein schon aus diesem Grunde, nicht mehr imstande sein, irgend etwas aufzuzeichnen. So müßten wir uns, ehe ich euch von Engadiner Erlebnissen erzähle, eigentlich darüber einigen, was wir denn unter «Erlebnis» verstehen. Das Wort hat, wie so viele andre, während der relativ kurzen Zeit meines bewußten Lebens viel an Wert und Gewicht verloren, und von dem Goldgewicht, das es etwa im Werk von Dilthey einst hatte, bis zu der Entwertung durch den Feuilletonisten, der uns erzählt, wie er Aegypten, Sizilien, Knut Hamsun, die Tänzerin X. «erlebt» habe, während er all das vielleicht nicht einmal gut und treu gesehen und notiert hat, ist es ein weiter Weg nach unten. Aber ich muß, wenn ich meinem Verlangen folge und euch auf dem Umweg über Schrift und Druckerschwärze zu erreichen versuche, mich ein wenig blind machen und die Fiktion zu erhalten streben, es habe meine veraltete Sprache und Schreibweise noch immer für euch die selbe Gültigkeit wie für mich, und es sei ein «Erlebnis» für euch wie für mich mehr als flüchtiger Sinneneindruck oder ein beliebiger unter den hundert Zufällen des täglichen Lebens.

Etwas andres, das mit der Sprache und meinem Handwerk nichts zu tun hat, ist es mit der Erlebensweise alter Menschen, und hier darf und mag ich mir keine Fiktion und Illusion erlauben, sondern bleibe bei dem Wissen um die Tatsache, daß ein Mensch jüngeren oder gar jugendlichen Alters überhaupt keine Vorstellung von der Weise hat, in der alte Leute erleben. Denn es gibt für diese im Grunde keine neuen Erlebnisse mehr, sie haben das ihnen Gemäße und Vorbestimmte an primären Erlebnissen längst zugeteilt bekommen, und ihre «neuen» Erfahrungen, immer seltener werdend, sind Wiederholungen des mehrmals oder oft Erfahrenen, sind neue Lasuren auf einem längst scheinbar fertigen Gemälde, sie decken über den Bestand an alten Erlebnissen eine neue, dünne Farb- oder Firnisschicht, eine Schicht über zehn, über hundert frühere. Und

sie bedeuten dennoch etwas Neues und sind zwar nicht primäre, aber echte Erlebnisse, denn sie werden, unter andrem, jedesmal auch zu Selbstbegegnungen und Selbstprüfungen. Der Mann, der das Meer zum erstenmal sieht oder den Figaro zum erstenmal hört, erlebt anderes und meist Heftigeres als der, der es zum zehnten oder fünfzigsten Male tut. Dieser nämlich hat für Meer und Musik andre, weniger aktive, aber erfahrenere und geschärftere Augen und Ohren, und er nimmt nicht nur den ihm nicht mehr neuen Eindruck anders und differenzierter auf als der andre, sondern es begegnen ihm beim Wieder-Erleben auch die früheren Male, er erfährt nicht nur Meer und Figaro, die schon bekannten, auf neue Weise wieder, sondern er begegnet auch sich selbst, seinem jüngeren Ich, seinen vielen früheren Lebensstufen im Rahmen des Erlebnisses wieder, einerlei ob mit Lächeln, Spott, Ueberlegenheit, Rührung, Beschämung, Freude oder Reue. Im Allgemeinen ist es dem höheren Alter gemäß, daß der Erlebende seinen früheren Erlebensformen und Erlebnissen gegenüber mehr zur Rührung oder Beschämung als zum Gefühl der Ueberlegenheit neige, und namentlich dem produktiven Menschen, dem Künstler, wird in den letzten Stadien seines Lebens die Wiederbegegnung mit der Potenz, Intensität und Fülle seiner Lebenshöhe nur selten das Gefühl erwecken «O wie schwach und töricht war ich damals!», sondern im Gegenteil den Wunsch: «O hätte ich noch etwas von der Kraft von damals!»

Zu den mir zubestimmten, mir gemäßen und wichtigen Erlebnissen gehören nächst den menschlichen und geistigen auch die der Landschaft. Außer den Landschaften, die mir Heimat waren und zu den formenden Elementen meines Lebens gehören: Schwarzwald, Basel, Bodensee, Bern, Tessin habe ich einige, nicht sehr viele, charakteristische Landschaften mir durch Reise, Wanderung, Malversuche und andre Studien angeeignet und sie als für mich wesentlich und wegweisend erlebt, so Oberitalien und namentlich die Toskana, das Mittelländische Meer, Teile von Deutschland und andre. Gesehen habe ich viele Landschaften und gefallen haben mir beinahe alle, aber zu schicksalhaft mir zugeschickten, mich tief und nachhaltig ansprechenden, allmählich zu kleinen zweiten Heimatländern aufblühenden wurden mir nur ganz wenige, und wohl die schönste, am stärksten auf mich wirkende von diesen Landschaften ist das obere Engadin.

Ich bin in diesem Hochtal wohl etwa zehnmal gewesen, einige Male nur für Tage, des öfters aber für Wochen. Ich sah es zum erstenmal vor beinahe fünfzig Jahren, da brachte ich als junger Mann eine Ferienzeit in Preda über Bergün zu, zusammen mit

meiner Frau und meinem Jugendfreund Finckh, und als es Zeit wurde, heimzukehren, entschlossen wir uns, noch eine tüchtige Wanderung zu machen. In Bergün unten schlug mir ein Schuster neue Nägel in die Sohlen und zu dreien wanderten wir mit Rucksäcken über die Albula die lange schöne Bergstraße und dann die noch viel längere Talstraße von Ponte nach St. Moritz, auf einer Landstraße ohne Automobile, aber mit unendlich vielen kleinen ein- und zweispännigen Wägelchen, in einem nicht aufhörenden Staubgewölk. In St. Moritz dann verabschiedete sich meine Frau und reiste mit der Bahn nachhause. Während nun mein Kamerad, der die Höhe schlecht ertrug und nachts nicht schlief, immer stiller und mißlauniger wurde, kam mir trotz Staub und Hitze das oberste Inntal wie ein vorgeträumtes Paradies entgegen. Ich spürte, daß diese Berge und Seen, diese Baum- und Blumenwelt mir mehr zu sagen habe, als bei diesem ersten Anblick voll aufzunehmen und mir anzueignen möglich sei, daß es mich irgend einmal hieher zurückziehen würde, daß dieses so strenge wie formenreiche, so ernste wie harmonische Hochtal mich angehe, mir etwas Wertvolles zu geben oder etwas von mir zu fordern habe. Nach einem Uebernachten in Sils-Maria (wo ich heute wieder bin und diese Notizen schreibe) standen wir am letzten der Engadiner Seen, ich forderte meinen reisemüden Freund vergeblich auf, er möge doch die Augen auftun, über den See weg nach Maloja und gegen das Bergell blicken und sehen, wie unerhört edel und schön dies Bild sei, es war vergeblich, und gereizt sagte er, mit ausgestrecktem Arm in die gewaltige Raumtiefe weisend: «Ach was, das ist eine ganz gewöhnliche Kulissenwirkung.» Worauf ich ihm vorschlug, er möge die Landstraße nach Maloja gehen, während ich auf der andern Seeseite den Fußweg nahm. Am Abend saß auf der Terrasse der Osteria Vecchia jeder von uns beiden, weit vom andern, allein an einem Tischchen und aß seinen Imbiß; erst am nächsten Morgen versöhnten wir uns und sprangen vergnügt die Abkürzungen der Bergellstraße hinab.

Das zweitemal war ich wenige Jahre später in Sils zu einer Zusammenkunft mit meinem Berliner Verleger S. Fischer, nur für zwei oder drei Tage, und wohnte als sein Guest im selben Hotel, das ich in den letzten Jahren jeden Sommer wieder aufsuche. Dieser zweite Aufenthalt hinterließ nur wenige Eindrücke, doch erinnere ich mich eines schönen Abends mit Arthur Holitscher und seiner Frau, wir hatten einander damals viel zu sagen.

Und dann war noch ein andres Erlebnis da, ein Anblick, der mir seither bei jedem Wiedersehen wieder teuer und wichtig wurde und das Herz bewegte: Das dicht an den Felshang gedrückte, etwas

düstere Haus, in dem Nietzsche seine Engadiner Wohnung hatte. Inmitten der lauten, bunten Sport- und Touristenwelt und der großen Hotels steht es heute trotzig und blickt etwas verdrossen, wie angewidert, Ehrfurcht und Mitleid weckend und dringlich mahnend an das hohe Menschenbild, das der Eremit auch noch in seinen Irrlehrnen aufgerichtet hat.

Darauf vergingen Jahre, ohne daß ich das Engadin wiedergesehen hätte. Es waren meine Berner Jahre, es waren die traurigen Kriegsjahre. Da, als ich zu Anfang des Jahres 1917 vom Arzt dringend wegkommandiert wurde, krank von meiner Kriegsarbeit und noch mehr vom Kriegselend überhaupt, war ein schwäbischer Freund von mir in einem Kurhaus über St. Moritz und lud mich dorthin ein. Es war mitten im Winter, dem bitteren dritten Kriegswinter, und ich lernte das Tal, seine Schönheiten, seine Schroffheiten und seine Heil- und Trostkräfte von einer neuen Seite kennen, lernte wieder schlafen, wieder mit Appetit essen, brachte die Tage auf Skiern oder Schlittschuhen zu, konnte nach einer kleinen Weile wieder Gespräch und Musik ertragen, sogar ein wenig arbeiten, stieg zuweilen allein auf Skiern zur Corvigliahütte hinauf, zu der noch keine Seilbahn führte, und war meistens der einzige Mensch oben. Und dort erlebte ich, im Februar 1917, auch einen unvergessenen Morgen in St. Moritz. Ich hatte dort etwas zu besorgen, und als ich den Platz vor der Post betrat, kam aus dem Postgebäude, vor dem auffallend viele Menschen sich gesammelt hatten, ein Mann mit Pelzmütze heraus und begann laut aus einem soeben eingetroffenen Extrablatt vorzulesen. Die Leute umdrängten ihn, auch ich lief zu ihm hinüber, und der erste Satz, den ich verstehen konnte, lautete: «Le czar démissiona.» Es war die Nachricht von der russischen Februarrevolution. Ich bin seither hundertmal durch St. Moritz gefahren oder gegangen, aber selten ohne an jener Stelle des Februarmorgens von 1917 zu gedenken, und meiner damaligen Freunde und Wirte, von denen längst keiner mehr lebt, und jenes Rucks und Chocks in der Seele, den ich empfand, als nach einem kurzen Patienten- und Rekonvaleszentendasein im Frieden der Chantarella die Stimme jenes Vorlesers mich drohend und mahnend in die Gegenwart und Weltgeschichte zurückrief. Und so ist es überall, wohin ich in dieser Gegend komme, es blickt mich überall das Ehemals und mein eigenes Gesicht und Wesen an, das einst die selben Bilder vor Augen hatte; ich begegne dem noch nicht Dreißigjährigen, der seinen Rucksack fröhlich die vielen Kilometer durch die Augusthitze trug, und dem zwölf Jahre Älteren, der in schwerer Krise, vom Erleiden des Krieges geweckt, gefoltert und gealtert, hier oben eine kurze Pause der Erholung, der Stärkung

und Neubesinnung fand, und dann wieder jenen späteren Stufen meines Lebens, in denen ich das liebe Hochtal wiedersah, Skikamerad von Thomas Manns jüngstem Töchterchen, Abonnent der inzwischen erbauten Corviglia-Bahn, manchmal begleitet von Freund Louis dem Grausamen und seinem klugen Dachshund, des Nachts stiller Arbeiter über dem Manuskript des Goldmund. O was für ein geheimnisvoller Rhythmus von Gedenken und Vergessen spielt in unsren Seelen, geheimnisvoll und ebenso beglückend wie beunruhigend auch für den, der die Methoden und Theorien der modernen Psychologie einigermaßen kennt! Wie gut und tröstlich, daß wir vergessen können! Und wie gut und tröstlich, daß wir die Gabe des Gedächtnisses haben! Jeder von uns weiß um das, was sein Gedächtnis aufbewahrt hat, und verfügt darüber. Keiner von uns aber kennt sich aus im ungeheuren Chaos dessen, was er vergessen hat. Manchmal kommt nach Jahren und Jahrzehnten, wie ein ausgegrabener Schatz oder wie ein vom Bauern aufgepflügtes Kriegsgeschoß, ein Brocken des Vergessenen, des als unnütz oder unverdaulich Weggeschobenen wieder an den Tag, und in solchen Augenblicken (im Goldmund ist solch ein großer Augenblick geschildert) will uns all das Viele, Kostbare, Herrliche, was den Bestand unsrer Erinnerung ausmacht, wie ein Häufchen Staub erscheinen. Wir Dichter und Intellektuellen halten sehr viel vom Gedächtnis, es ist unser Kapital, wir leben von ihm — aber wenn uns solch ein Einbruch aus der Unterwelt des Vergessenen und Weggeworfenen überrascht, dann ist stets der Fund, er sei erfreulich oder nicht, von einer Wucht und Macht, die unsren sorgfältig gepflegten Erinnerungen nicht innewohnt. Mir kam zuweilen der Gedanke oder die Vermutung, es könnte der Trieb zum Wandern und Welterobern, der Hunger nach Neuem, noch nicht Gesehenem, nach Reise und Exotik, der den meisten nicht phantasielosen Menschen zumal in der Jugend bekannt ist, auch ein Hunger nach Vergessen sein, nach Wegdrängen des Gewesenen, soweit es uns bedrückt, nach Ueberdecken erlebter Bilder durch möglichst viele neue Bilder. Die Neigung des Alters dagegen zu festen Gewohnheiten und Wiederholungen, zum immer erneuten Aufsuchen der selben Gegenden, Menschen und Situationen wäre dann ein Streben nach Erinnerungsgut, ein nie ermüdendes Bedürfnis, sich des vom Gedächtnis Bewahrten zu versichern, und vielleicht auch ein Wunsch, eine leise Hoffnung, diesen Schatz an Bewahrtem vielleicht noch vermehrt zu sehen, vielleicht eines Tages dieses und jenes Erlebnis, diese und jene Begegnung, dies oder jenes Bild und Gesicht, das vergessen und verloren war, wiederzufinden und dem Bestand an Erinnertem beizufügen. Alle alten Leute sind, auch

wenn sie es nicht ahnen, auf der Suche nach dem Vergangenen, dem scheinbar Unwiederbringlichen, das aber nicht unwiederbringlich und nicht unbedingt vergangen ist, denn es kann unter Umständen, zum Beispiel durch die Dichtung, wiedergebracht und dem Vergangensein für immer entrissen werden.

Eine andre Art von Wiederfinden der Vergangenheit in neuer Gestalt ist es, wenn man nach Jahrzehnten Menschen wiedertrifft, die man einst jünger und anders gekannt und geliebt hat. So hatte ich in einem überaus schönen und behaglichen Engadinerhaus mit Arvenstuben und Specksteinöfen einst einen Freund wohnen, den mit Klingsor befreundeten Magier Jup. Er hat mich oft und fürstlich bewirtet und verwöhnt, als ich noch Skiläufer und Stammgast der Corvigliahütte war. Es spielten damals in seinem Hause drei liebe Kinder, zwei Knaben und ein Jüngstes, ein Mädchen, bei dem mir schon beim ersten Anblick auffiel, daß jedes seiner Augen größer war als sein Mündchen. Den Magier selbst habe ich zwar seit Jahrzehnten nicht wiedergesehen, er sucht die Berge nicht mehr auf, aber vor einigen Jahren geschah es, daß ich mit seiner Frau wieder zusammentraf und bei ihr auch die nun erwachsenen Kinder wiedersah, einen Musiker, einen Studenten und das Mädchen, das noch immer durch die großen Augen und das kleine Mündchen auffiel und eine aparte Schönheit geworden war, und mit Begeisterung von ihrem Pariser Professor sprach, bei dem sie vergleichende Literaturwissenschaft studierte. Sie war auch dabei, als Freund Edwin Fischer uns im Hause ihrer Mutter einen Nachmittag Bach, Mozart und Beethoven spielte. Auch er, der Musiker, ist mir seit der Zeit, da er mir in Bern, ein noch ganz junger Mann, seine Vertonungen meiner Elisabeth-Gedichte vorführte, immer einmal wieder begegnet, jedesmal auf einer anderen Lebensstufe, und die kollegiale Freundschaft hat sich mit jedem Mal bewährt und gestärkt.

So kam und kommt bei jeder Wiederkehr mir hier geliebte Vergangenheit entgegen, unwiederbringliche und doch beschwörbare. An ihr das Heute und mein heutiges Ich zu messen, bringt Freuden und Beschwerden, beglückt und beschämt, macht traurig und tröstet. Die Hänge zu sehen, die ich einst zu Fuß oder auf Skiern viemale mühelos erstieg und deren kleinster mir jetzt unersteigbar wäre, der Freunde zu denken, mit denen ich viele meiner Engadiner Erlebnisse habe teilen dürfen und die nun längst in ihren Gräbern ruhen, tut ein wenig weh. Jene Zeiten und jene Freunde aber im Gespräch oder im einsamen Gedenken zu beschwören, im reichen Bilderbuch der Erinnerungen zu blättern (immer mit der ganz leisen Hoffnung, es könne auch einmal ein verlorenes, ver-

gessenes Bild wieder auftauchen und alle anderen überglänen) ist Freude, und wie die Kräfte abnehmen und die Spaziergängchen von Jahr zu Jahr kürzer oder mühsamer werden, so wächst anderseits mit jeder Wiederkehr und jedem Jahr diese Freude am Beschwören und Gedenken, und immer vielfältiger wird die Freude daran, das heute Erlebte in das tausendfältige Geflecht des Erinnerten einzubeziehen. An der Mehrzahl dieser Erinnerungen hat mein Lebenskamerad, hat Ninon teil; seit jenen Skiwintern vor bald dreißig Jahren bin ich nie ohne sie hier oben gewesen, und wie die Abende im Magierhause und die mit S. Fischer, mit Wassermann und Thomas Mann, hat sie auch vor zwei Jahren die herrliche Wiederbegegnung mit meinem Maulbronner Schulkameraden Otto Hartmann miterlebt, dem erfreulichsten und edelsten Vertreter guten Deutschtums und Schwabentums unter meinen Freunden. Es war ein hoher Festtag, der Freund schenkte uns einen Tag seiner kurzen Ferien, wir führten ihn im Wagen nach Maloja und auf den Julier, unterm hohen Augusthimmel standen die Berge kristallen, schweren Herzens sagte ich ihm abends Lebewohl. Aber unser eher schüchtern ausgesprochener Wunsch, wir möchten uns doch vielleicht noch einmal wiedersehen, ist in Erfüllung gegangen: wenige Tage vor seinem Tode war er noch einmal in Montagnola mein Gast, dona ferens, ich habe euch in einem Gedenkblatt davon erzählt.

Und nun bin ich auch in diesem Sommer wieder hier herauf gekommen, auf einem neuen Wege diesmal, denn am Tag unsrer Reise war im Bergell die Straße verschüttet, die Brücken zerstört, und wir mußten den uns bis dahin unbekannten Umweg über Sondrio, Tirano, das Puschlav und den Berninapaß nehmen, einen weiten aber überaus schönen Umweg, dessen tausend Bilder mir jedoch bald wieder in Unordnung und ins Schwinden gerieten; am besten erhalten hat sich der Eindruck der gewaltigen, hundertfach gefältelten und terrassierten oberitalienischen Weinhügel, ein Bild, das mir in jüngeren Jahren wenig interessant gewesen wäre. Damals war es die menschenlose, ungezähmte, wilde und womöglich romantische Landschaft, auf die ich begierig war; viel später erst und mit den wachsenden Jahren immer mehr ist mir auch das Zusammen von Mensch und Landschaft, ihre Formung, Ueberlistung und friedliche Eroberung durch Acker- und Weinbau lieb und interessant geworden: Terrassen, Mauern und Wege, den Hängen angeschmiegt und deren Formen verdeutlichend, Bauernklugheit und Bauernfleiß im stillen, zähen Kampf mit den zerstörerischen Wildheiten und Launen der Naturgewalten.

Die erste wertvolle Begegnung dieses Bergsommers war eine

menschliche und musikalische. Schon seit Jahren war in unsrem Hotel der Cellist Pierre Fournier gleichzeitig mit uns Sommergast gewesen, nach dem Urteil vieler heute der Erste in seinem Fach, nach meinem Eindruck der gediegenste aller Cellisten, im Virtuosen seinem Vorgänger Casals ebenbürtig, im Künstlerischen ihm eher überlegen in der Strenge und Herbheit des Spiels, sowohl wie der Reinheit und Konzessionslosigkeit seiner Programme. Nicht daß ich, was diese Programme betrifft, immer und überall mit Fournier übereinstimmen würde, er spielt manchen Komponisten mit Liebe, auf den ich ohne Schmerz verzichten könnte, etwa Brahms, aber auch diese Musik ist ja eine ernste und ernstzunehmende, während der berühmte Alte einst neben der ernsten und echten auch allerlei Prunk- und Mätzchenmusik gespielt hat. Also Fournier mit Frau und Sohn war uns nicht nur vom Hören, sondern seit Jahren auch vom Sehen wohlbekannt, doch hatten wir einander jahrelang in Ruhe gelassen, einander nur aus der Ferne zugenickt und einer den andern leise bedauert, wenn er ihn von Neugierigen belästigt sah. Diesmal aber, nach einem Konzert im Rathaus von Samaden, ergab es sich, daß wir näher miteinander bekannt wurden, und er bot mir freundlich an, einmal für mich privat zu spielen. Da er schon bald reisen mußte, mußte dies Zimmerkonzert gleich am nächsten Tage stattfinden, und es traf sich, daß dies ein Un Glückstag war, ein Tag des Unwohlseins, des Aergers, der Müdigkeit und Verstimmung, wie sie auch noch auf der Stufe der Alters Scheinweisheit uns von unsrer Umgebung und von unbeherrschten Strebungen des eigenen Herzens beschert werden können. Beinahe mußte ich mich dazu zwingen, zur vereinbarten Stunde am Spätnachmittag das Zimmer des Künstlers aufzusuchen, mit meiner Verstimmung und Traurigkeit kam ich mir vor, als sollte ich mich ungewaschen mit an eine festliche Tafel setzen. Ich ging hin, trat ein, bekam einen Stuhl, der Meister setzte sich, stimmte, und statt der Luft von Müdigkeit, Enttäuschung, Unzufriedenheit mit mir und der Welt umgab mich alsbald die reine und strenge Luft Sebastian Bachs; es war, als sei ich aus unsrem Hochtal, dessen Zauber sich heute an mir wenig bewährt hatte, plötzlich in eine noch viel höhere, klarere, kristallnere Bergwelt gehoben worden, die alle Sinne öffnete, anrief und schärfte. Was ich selber diesen Tag über nicht vermocht hatte: aus dem Alltag heraus den Schritt nach Kastalien zu tun, das vollzog die Musik an mir in Augenblicken. Eine Stunde oder anderthalbe weilte ich hier, zwei Solo-Suiten von Bach anhörend, mit kurzen Pausen und wenig Gespräch dazwischen, und die kraftvoll, genau und herb gespielte Musik schmeckte mir wie einem Verschmachteten Brot und Wein; sie

war Nahrung und Bad und half der Seele wieder zu Mut und zu Atem zu kommen. Jene Provinz des Geistes, die ich mir einst, im Dreck der deutschen Schande und des Krieges erstickend, zur Rettung und Zuflucht erbaut hatte, tat mir ihre Tore wieder auf und empfing mich zu einer ernst-heiteren, großen, im Konzertsaal nie ganz zu verwirklichenden Feier. Geheilt und dankbar ging ich davon und habe noch lange daran gezehrt.

In früheren Zeiten habe ich ein ähnliches ideales Musizieren oft erlebt, ich habe zu den Musikern immer ein nahes und herzliches Verhältnis gehabt und habe viele Freunde unter ihnen gefunden. Seit ich zurückgezogen lebe und nicht mehr reisen kann, sind diese Glückstage natürlich selten geworden. Uebrigens bin ich im Genießen und Beurteilen von Musik in mancher Hinsicht anspruchslös und rückständig. Ich bin nicht mit Virtuosen und in Konzertsälen aufgewachsen, sondern mit Hausmusik, und die schönste war immer die, bei der man selber mittätig sein konnte; mit der Geige und ein wenig Singen habe ich in den Knabenjahren die ersten Schritte ins Reich der Musik getan, die Schwestern und namentlich Bruder Karl spielten Klavier, Karl und Theo waren beide Sänger, und wenn ich die Beethovensonaten oder die weniger bekannten Schubertlieder in der frühen Jugend von Liebhabern zu hören bekam, deren Leistung keine virtuose war, so war es doch auch nicht ohne Nutzen und Ergebnis, wenn ich etwa Karl lange Zeit im Nebenzimmer um eine Sonate werben und kämpfen hörte und schließlich, wenn er sie «hatte», den Triumph und Gewinn dieses Kampfes miterleben durfte. Ich bin später, in den ersten Konzerten berühmter Musikanten, die ich hörte, allerdings für eine Weile dem Zauber der Virtuosität zuweilen wie einem Rausch erlegen; es war hinreißend, die großen Könner das Technische bewältigen zu hören, mit dem Anschein lächelnder Mühelosigkeit, gleich jener der Artisten auf dem Seil und am Trapez, und es schmeckte bis zum Wehtun süß, wenn sie an dankbaren Stellen einen kleinen Drücker und Hochglanz zugaben, ein schmachtendes Vibrato, ein wehmütig hintersterbendes Diminuendo, aber es dauerte doch nicht allzu lange mit diesem Bezaubertsein, ich war gesund genug, um die Grenzen zu spüren und hinter dem sinnlichen Zauber eben doch das Werk und den Geist zu suchen, nicht den Geist des blendenden Dirigenten oder Solisten, sondern den der Meister. Und mit den Jahren wurde ich eher überempfindlich gegen den Zauber der Könner und jenes vielleicht winzige Zuviel an Kraft, Leidenschaft oder Süße, das sie einem Werk hinzufügten, ich liebte weder die geistreichen noch die traumwandlerischen Dirigenten und Virtuosen mehr und wurde ein Verehrer der Sachlichkeit, jedenfalls ertrage ich seit Jahr-

zehnten ein Uebertreiben nach der asketischen Seite hin weit leichter als das Gegenteil. Dieser Einstellung und Vorliebe nun entsprach Freund Fournier vollkommen.

Ein andres Musikerlebnis, mit einer heiteren, ja lustigen Episode, erwartete mich bald darauf bei einem Konzert von Klara Haskil in St. Moritz. Es war, von drei Scarlatti-Sonaten abgesehen, nicht ganz das Programm, das ich mir gewünscht hätte, das heißt: es war ein durchaus schönes und edles Programm, nur enthielt es, eben außer Scarlatti, keines meiner Lieblingsstücke. Ich hätte, wäre «der Wünsche Gewalt» mir gegeben gewesen, zwei andere Sonaten von Beethoven gewählt. Und dann versprach das Programm die «Bunten Blätter» von Schumann, und ich flüsterte Ninon noch grade vor dem Beginn des Konzertes zu, wie leid es mir tue, daß nicht statt der «Bunten Blätter» die «Waldszenen» uns erwarteten, sie seien schöner oder doch mir weit lieber, und mir läge so viel daran, das mir liebste kleinere Stück von Schumann, den «Vogel als Prophet», noch einmal oder mehrere Male zu hören. Das Konzert war dann sehr schön und ich vergaß meine allzu privaten Liebhabereien und Wünsche. Aber der Abend war noch darüber hinaus glückbringend. Die Künstlerin, die sehr gefeiert wurde, schenkte am Ende noch eine Zugabe, und siehe, es war nichts andres als mein lieber «Vogel als Prophet»! Und wie bei jedem Wiederhören dieses holden und geheimnisvollen Stückes erschien mir die Stunde wieder, in der ich es einst zum erstenmal gehört habe, erschien mir die Stube meiner Frau im Gaienhofener Haus mit dem Klavier, erschienen mir Gesicht und Hände des Spielers, eines lieben Gastes, ein großes bäriges und bleiches Gesicht mit dunklen, traurigen Augen, tief über die Tasten geneigt. Er hat sich, dieser liebe Freund und feinfühlige Musikant, bald danach das Leben genommen; eine Tochter von ihm schreibt mir noch heutzutage zuweilen und war froh, als ich ihr Liebes und Schönes von ihrem Vater erzählen konnte, den sie kaum mehr gekannt hat. So war auch dieser Abend, in einem Saal voll eher mondänen Publikums, für mich ein kleines Gedächtnisfest und voll von Anklängen intimer und teurer Art. Man trägt Vieles durchs lange Leben in sich herum, das erst mit uns selbst erlöschen und verstummen wird. Der Musikant mit den traurigen Augen ist seit nahezu einem halben Jahrhundert tot, mir aber lebt er und ist mir zu Zeiten nah, und das Stück vom Vogel aus den «Waldszenen» ist, wenn ich es nach Jahren wiederhöre, noch über seinen eigenen, Schumannischen Zauber hinaus stets ein Quell von Erinnerungen, von denen das Klavierzimmer in Gaienhofen samt dem Musikanten und seinem Schicksal nur Bruchstücke sind. Es klingen dabei noch viele andre Töne auf bis in die Knabenzeit zurück,

wo ich vom Klavierspiel meiner ältern Geschwister her manches kleine Schumannstück im Kopf hatte. Und auch das erste Bildnis von Schumann, das mir noch in Kinderzeiten vor Augen gekommen ist, ist unvergessen geblieben. Es war farbig, ein heute wohl nicht mehr genießbarer Farbdruck der achtziger Jahre, und war ein Blatt in einem Kinder-Kartenspiel, einem Terzett mit Porträts von berühmten Künstlern und Aufzählung ihrer Hauptwerke; auch Shakespeare, Raffael, Dickens, Walter Scott, Longfellow und andre haben für mich zeitlebens jenes kolorierte Kartengesicht behalten. Und jenes Terzettspiel mit seinem für die Jugend und einfache Leute eingerichteten Bildungs-Pantheon von Künstlern und Kunstwerken mag vielleicht die früheste Anregung zu jener Vorstellung einer alle Zeiten und Kulturen umfassenden Universitas literarum et artium gewesen sein, die später die Namen Kastalien und Glassperlenspiel bekam.

In den Jahrzehnten meiner Beziehungen zu unsrem Hochtal, dem schönsten mir bekannten Geburtshause eines großen Stromes, habe ich natürlich auch das Fortschreiten der Mechanisierung, der Ueberschwemmung mit Fremden und der Spekulation beobachten können, beinahe ebensosehr wie in der Umgebung meines Tessiner Wohnortes. St. Moritz war schon vor fünfzig Jahren nichts andres mehr als ein betriebsames Fremdenstättchen, und der schiefe alte Kirchturm schien schon damals betrübt und senil über dem Gedränge der öden Nutzbauten zu hängen, gewärtig einer nutzbringerden Verwendung seiner geringen Grundfläche und jede Stunde bereit, vollends der Statik verlustig zu gehen und einzustürzen. Indessen steht er heute noch unverändert und hält gelassen sein Gleichgewicht, während manche der überdimensionierten, brutalen Spekulationsbauten der Zeit um 1900 schon wieder verschwunden sind. Aber überall innerhalb des nicht großen Raumes zwischen St. Moritz und Sils und bis weit ins Fex hinein schreitet die Parzellierung und Ausschlachtung des Bodens, die Besiedelung mit großen und kleinen Wohnhäusern, die Ueberfremdung der Bevölkerung mit jedem Jahre rascher fort. Es stehen da eine Menge von Häusern, in denen nur wenige Monate, ja oft nur wenige Wochen des Jahres Menschen wohnen, und diese an Zahl immer wachsenden neuen Mitbewohner der Talgemeinden bleiben zum großen Teil den alten Bewohnern, deren Heimat sie aufkauften, fremd; auch die Wohlgesinnten sind den größten Teil des Jahres nicht da, sie erleben die bitteren Zeiten des Einwinterns, der Lawinen, der Schneeschmelze nicht mit und haben kaum teil an den oft schweren Sorgen und Nöten der Gemeinden.

Gelegentlich tut es wohl, im Wagen eine Gegend aufzusuchen, an

der die letzten Jahrzehnte nichts oder wenig verändert haben. Meine Spaziergänge reichen nicht mehr weit, aber mit dem Auto läßt sich mancher Wunsch erfüllen. So habe ich mir seit Jahren gewünscht, einmal den Ort wiederzusehen, an dem einst meine jugendliche erste Wanderung in diesen Bergen begann, den Albula-paß und Preda. Die Fahrt ging diesmal in umgekehrter Richtung als einst der Fußmarsch, und jenes staubige Sträßchen zwischen St. Moritz und Ponte, auf dem einst die vielen lustigen Kutschen fuhren, war nicht wieder zu erkennen. Aber über Ponte, das heute La Punt heißt, waren wir bald in einer stillen, strengen Steinwelt angelangt, in der ich, eine nach der andern, Formen und Situationen von damals, wiederfand; auf der Höhe des Passes saß ich lang abseits der Straße auf einem Grashügel und fand im Anblick der langen, kahlen aber vielfarbigen Bergzüge und der kleinen Albula (deren hübscher Name mich immer an die «animula vagula blandula» gemahnt) einzelne völlig verloren geglaubte Erinnerungen an die Wanderung in jenem Sommer 1905 wieder. Unverändert blickten die kahlen, schroffen Steinrücken und Geröllfelder herab und wir hatten für eine kleine Weile jenes ebenso wohltuende wie mahnende Gefühl, das der Aufenthalt am Meere oder in einer menschen- und kulturlosen Bergwelt geben kann, das Gefühl, außerhalb der Zeit geraten zu sein oder doch in einer Art von Zeit zu atmen, die keine Minuten, Tage und Jahre kennt und zählt, sondern nur übermenschliche, jahrtausendweit von einander entfernte Meilensteine. Es war schön, dies Hin und Her des Empfindens zwischen zeitloser Urwelt und den kleingeteilten Zeitstrecken des eigenen Lebens, doch ermüdete es auch, machte traurig und ließ alles Menschliche, alles Erlebte und Erlebbare so vergänglich und gewichtlos erscheinen. Am liebsten wäre ich nach unsrer Rast auf der Höhe umgekehrt, ich hatte genug an Eindrücken, übergenug an beschworener Vergangenheit in mich eingelassen. Aber da war in meinem Gedächtnis noch das winzige Preda, die paar Häuser am Eingang des Tunnels, wo ich damals, ein junger, noch kinderloser Ehemann, Ferienwochen verbracht hatte. Und dann war da, noch weit stärker rufend, das Erinnerungsbild eines kleinen tiefgrünen Bergsees mit dunkelblauen Pfauenaugen. Den wollte ich wiedersehen, und wir hatten uns ja auch darauf eingerichtet, über Tiefenkastel und den Julier zurückzufahren. Bald waren wir bei den ersten Arven und Lärchen, bald auch begann ich auf dieser Seite des Passes kleine Zeichen von Zeit und Zivilisation zu spüren; bei einer nochmaligen Rast fanden wir die bisher vollkommene Stille des Tals vom hartnäckigen Geräusch eines Motors durchschnitten, den ich für einen Bagger oder Traktor hielt, doch war

es nur, winzig in der Tiefe, eine kleine Mähmaschine in den Wiesen. Und nun tauchte der See auf, der Palpuogna-See, in dessen glatter kühlgrüner Fläche sich Wald und Berghang spiegelten, überragt von den drei düster-wilden Schroffen. Er war beinahe so schön und verzaubert wie vor Zeiten, wenn auch an seinem Abfluß allerlei gedämmt und korrigiert war und am Straßenrand eine Anzahl rasender Autos stand. Doch mit der Annäherung an Preda schwand meine Aufnahmefähigkeit und meine Freude am Wiedersehen und am Erwecken alter Erinnerungen vollends dahin. Ich hatte daran gedacht, dort einen Augenblick Halt zu machen, das kleine Haus zu suchen, in dem wir damals gewohnt hatten, und nach den Bewohnern zu fragen. Aber das mochte ich jetzt nicht mehr, es schien mir unnötig zu erfahren, daß natürlich der alte Nicolai und die Seinen längst gestorben seien. Auch war es einer der ersten heißen Tage dieses kühlen Regensommers, und hier wehte schon keine Höhenluft mehr. Es ist auch wohl möglich, daß hier sich Vergessenes aus der Zeit meiner Jugend und ersten Ehe in mir regte, daß es nicht nur Reisemüdigkeit und Sommerhitze war, die mich so lähmte und traurig machte, sondern ebenso ein Gefühl von Unzufriedenheit und Reue über manche Strecke meines Lebens, und eine Trauer über die Unkorrigierbarkeit alles Getanen und Gewesenen. Ich fuhr ohne Halt durch das kleine Preda, das ich eigentlich hatte wieder aufzusuchen wollen, und drängte nur noch auf Rückkehr. Während ich in Gedanken jene Unzufriedenheit und Reue ein wenig zu prüfen bemüht war, kam ich, ohne auf bestimmte Taten oder Versäumnisse meines früheren Lebens zu stoßen, die vergessen gewesen wären, wieder einmal auf jenes merkwürdige, dumpfe und nie ganz zu bewältigende Schuldgefühl zurück, das Menschen meiner Generation und meiner Art anfallen kann, wenn sie der Zeit vor 1914 gedenken. Wen die Weltgeschichte seit jenem ersten Zusammenbruch der Friedenswelt erweckt und durchgerüttelt hat, der wird die Frage nach der Mitschuld nicht völlig los, obwohl sie eigentlich eher dem Jugendalter angemessen ist, denn Alter und Erfahrung sollten uns gelehrt haben, daß diese Frage mit der nach unsrem Anteil an der Erbsünde identisch ist und uns nicht beunruhigen sollte, man kann sie den Theologen und Philosophen überlassen. Aber da innerhalb meiner Lebensdauer die Welt, in der ich lebte, aus einer hübschen, spielerischen und etwas genießerischen Friedenswelt zu einem Ort des Grauens geworden ist, werde ich gelegentliche Rückfälle in dies schlechte Gewissen wohl noch einmal erleiden. Vermutlich ist ja dies Sich-mitverantwortlich-Fühlen am Weltlauf, das der von ihm Befallene zuweilen gern als Zeichen eines besonders wachen Gewissens und

einer höhern Menschlichkeit deutet, nur ein Kranksein, nämlich ein Mangel an Unschuld und Glauben. Der völlig wohlbeschaffene Mensch wird nicht auf den hochmütigen Gedanken kommen, er müsse die Laster und Krankheiten der Welt, ihre Friedensträgheit und ihre Kriegsroheit mitverantworten, er sei groß und wichtig genug, um das Leid und die Schuld in ihr mehren oder mindern zu können.

Es war mir in diesem Engadiner Sommer noch eine andre Begegnung mit der Vergangenheit bestimmt, an die ich nicht gedacht hätte. Ich hatte nicht viel Lektüre mitgenommen, lasse mir in die Ferien auch nur die Briefpost nachschicken. So war ich überrascht, als eines Tages von meinem Verleger ohne den Umweg über Montagnola ein Päckchen eintraf. Es enthielt eine neue Ausgabe des «Goldmund», und indem ich das Buch betrachtete, Papier, Einband und Umschlag zur Kenntnis nahm und mir schon zu überlegen begann, wem ich das Buch schenken könne, um nicht mein Gepäck damit zu beschweren, fiel mir ein, daß ich es ja seit seiner Entstehung, vielmehr seit den Korrekturen zur ersten Auflage vor wohl fünfundzwanzig Jahren nie mehr gelesen habe. Einst hatte ich das Manuskript dieser Dichtung zweimal von Montagnola nach Zürich, von da nach der Chantarella mitgeschleppt; auch erinnerte ich mich an zwei, drei Kapitel, die mich Mühe und wache Nächte gekostet hatten, aber das Ganze war mir, wie die meisten Bücher es mit den Jahren für ihre Autoren werden, ein wenig fremd und unbekannt geworden und ich hatte bisher nie das Bedürfnis gespürt, die Bekanntschaft zu erneuern. Jetzt, indem ich ein wenig darin blätterte, schien es mich dazu aufzufordern und fand mich dazu willig. So war denn Goldmund wohl zwei Wochen lang meine Lektüre. Er war eines meiner erfolgreicheren Bücher gewesen, er war eine Zeitlang, wie der unangenehme Ausdruck heißt, «in der Leute Mund», und der Leute Mund hatte nicht immer mit Dank und Lob darauf geantwortet, sondern der gute Goldmund ist, nächst dem Steppenwolf, dasjenige meiner Bücher gewesen, über das ich die meisten Vorwürfe und Entrüstungsausbrüche geerntet habe. Es erschien nicht lang vor der letzten Krieger- und Heldenepoche Deutschlands und war in hohem Grade unheldisch, unkriegerisch, weichlich und, wie man mir sagte, zur zuchtlosen Lebenslust verführend, es war erotisch und schamlos, deutsche und schweizerische Studenten waren dafür, daß es verbrannt und verboten werden müsse, und Heldenmütter teilten mir, unter Anrufung des Führers und der großen Zeit, ihre Entrüstung in oft mehr als unartigen Formen mit. Doch waren es nicht diese Erfahrungen, die mich zwei Jahrzehnte lang das Wiederlesen meiden ließen, es hatte sich ein-

fach und absichtslos aus gewissen Aenderungen in meiner Lebensführung und Arbeitsweise ergeben. Früher hatte ich die meisten meiner Bücher bei Gelegenheit von Neuauflagen der Korrektur wegen wiederlesen müssen, hatte manche auch bei diesem Anlaß etwas bearbeitet und namentlich gekürzt. Aber mit der Zunahme der Augen-Schwierigkeiten hatte ich diese Arbeit später möglichst vermieden, und seit langem war sie mir durch meine Frau abgenommen worden. Zwar hatte ich eine gewisse Liebe zu Goldmund nie verloren, er war in einer eher schönen und beschwingten Zeit entstanden, und die Schimpfworte und Ohrfeigen, die er hatte über sich ergehen lassen müssen, sprachen, wie beim Steppenwolf, in meinem Herzen mehr für als gegen ihn. Aber das Bild von ihm, das ich in mir trug, hatte sich wie alle Erinnerungen im Lauf der Zeiten etwas verändert und verwischt, ich kannte ihn nicht mehr gut, und jetzt, wo das Bücherschreiben längst ein Ende genommen hatte, durfte ich wohl eine Woche oder zwei an die Erneuerung und Richtigstellung dieses Bildes wenden.

Es war ein freundliches und wohltuendes Wiedersehen und nichts in dem Buche forderte mich zu Tadel oder gar Reue auf. Nicht daß ich mit allem ganz und gar einverstanden gewesen wäre, das Buch hatte natürlich Fehler und es schien mir, wie beinah alle meine Schriften beim Wiederlesen nach sehr langer Zeit, ein bißchen zu lang, ein wenig zu gesprächig, es war vielleicht zu oft das Gleiche mit etwas anderen Worten wiederholt. Auch blieb mir die schon oft erlebte, etwas beschämende Einsicht in die Mängel meiner Begabung und die Grenzen meines Könnens nicht erspart, es war ja eine Selbstprüfung, und so zeigte auch diese Lektüre mir meine Grenzen wieder einmal deutlich. Es fiel mir vor allem wieder einmal auf, wie die meisten meiner größeren Erzählungen nicht, wie ich bei ihrer Entstehung glaubte, neue Probleme und neue Menschenbilder aufstellten, wie das die wirklichen Meister tun, sondern nur die paar mir gemäßigen Probleme und Typen variierend wiederholten, wenn auch von einer neuen Stufe des Lebens und der Erfahrung aus. So war mein Goldmund nicht nur im Klingsor, sondern auch schon im Knulp präformiert, wie Kastalien und Josef Knecht in Mariabronn und in Narziß. Aber diese Einsicht tat nicht weh, sie bedeutete nicht nur eine Minderung und Verengung meiner Selbsteinschätzung, die vor Zeiten freilich erheblich größer war, sie bedeutete auch etwas Gutes und Positives, sie zeigte mir, daß ich trotz mancher ehrgeiziger Wünsche und Strebungen im Ganzen meinem Wesen treu geblieben war und den Weg der Selbstverwirklichung auch durch Engpässe und Krisen hindurch nicht verlassen hatte. Und der Tonfall dieser Dichtung, ihre Melodie,

das Spiel der Hebungen und Senkungen, war mir nicht entfremdet und schmeckte nicht nach Vergangenheit und abgewelkter Lebens-epoch, obwohl ich die Leichtigkeit des Flusses heute nicht mehr aufzubringen fähig wäre. Diese Art von Prosa entsprach mir auch heute noch, und von ihren Haupt- und Nebenstrukturen, ihrer Phrasierung, ihren kleinen Spielen hatte ich nichts vergessen; es war die Sprache weit mehr als die Inhalte des Buches, was ich treu und unverfälscht im Gedächtnis behalten hatte.

Im übrigen aber: wie unglaublich viel hatte ich vergessen! Ich stieß zwar auf keine Seite und keinen Satz, der mir nicht sofort wieder bekannt gewesen wäre, aber beinahe bei keiner Seite und keinem Kapitel hätte ich vorauszusagen gewußt, was auf der folgenden Seite stehen werde. Genau aufbewahrt hatte das Gedächtnis kleine Einzelheiten wie den Kastanienbaum vor der Klosterpforte, das Bauernhaus mit den Toten darin, Goldmunds Pferd Bleß, auch Wichtigeres wie einige der Freundesgespräche, den nächtlichen Ausflug «ins Dorf», das Wettreiten mit Lydia. Aber vergessen, unbegreiflicherweise vergessen hatte ich das Meiste von dem, was Goldmund mit dem Meister Niklas erlebt, vergessen den pilgernden Toren Robert, vergessen die Episode mit Lene und wie ihretwegen Goldmund zum zweitenmal einen Menschen tötet. Einiges, was ich als gelungen und schön in Erinnerung hatte, enttäuschte ein wenig. Einige Stellen, die mir einst beim Schreiben Kummer gemacht hatten und mit denen ich nicht recht zufrieden gewesen war, hatte ich Mühe wiederzufinden und fand sie in Ordnung.

Es fielen mir während dieser Lektüre, die ich langsam und gründlich vornahm, auch Erlebnisse aus der Zeit der Entstehung ein, die mit dem Buch zusammenhingen. Eines davon teile ich euch mit, da einige von euch wahrscheinlich mit dabei gewesen sind. Es war gegen Ende der zwanziger Jahre, ich hatte eine Vorlesung in Stuttgart versprochen, weil ich die Jugendheimat wiedersehen wollte, und war Gast eines meiner dortigen Freunde, der nicht mehr lebt. Goldmund war damals noch nicht erschienen, aber der größere Teil des Buches war im Manuskript fertig und ich hatte, nicht sehr klug, ausgerechnet das Kapitel mit dem Bericht von der Pest zum Vorlesen mitgebracht. Es wurde mit Achtung angehört, mir war damals diese Schilderung besonders wichtig und lieb, und meine Geschichten vom schwarzen Tod schienen Eindruck zu machen, es verbreitete sich ein gewisser Ernst im Saale, vielleicht war es auch nur ein Schweigen des Unbehagens. Aber als die Vorlesung beendet war und sich der «engere Kreis» in einem beliebten Wirtshause zum Abendessen zusammenfand, kam es mir vor, als habe

Goldmunds Wanderung durch das große Sterben die Lebenstribe der Zuhörer gewaltig angeregt. Ich selber war noch ganz voll von meinem Pestkapitel; zum erstenmal hatte ich ein Stück meiner neuen Dichtung, nicht ohne inneres Widerstreben, öffentlich vorgezeigt, ich war noch mitten darin und war nur sehr ungern der Einladung zu diesem freundschaftlichen Zusammensein gefolgt. Und nun hatte ich, einerlei ob mit Recht oder nicht, den Eindruck, als stürzten sich die hier Zusammengekommenen, erlöst aufatmend nach dem Anhören meiner Geschichte, mit verdoppelter Gier ins Leben. Es war ein lärmendes wildes Gedränge um die Plätze, um die Kellner, um die Speise- und Weinkarte, lachende vergnügte Gesichter und schallende Begrüßungen ringsum, auch die beiden Freunde zu meiner Seite hörte ich mit angestrengten Stimmen gegen das Getöse ankämpfen, um ihre Platten mit Omeletten, mit Leber oder Schinken zu bestellen; mir schien, ich sei mitten in eines der Gelage hineingeraten, bei denen Goldmund im Kreise der Lebensgierigen, die Todesangst betäubend, den Becher leerte und die aufgepeitschte Fröhlichkeit noch höher zu stacheln verstand. Aber ich war nicht Goldmund, ich fühlte mich verloren und von dieser Fröhlichkeit ausgestoßen und angewidert, es war mir nicht möglich sie zu ertragen. So schlich ich mich zur Türe und hinaus und war verschwunden, ehe jemand mich vermissen und zurückholen konnte. Das war kein kluges und kein heldenhaftes Verhalten, ich wußte es auch damals schon, aber es war eine instinktive, nicht zu beherrschende Reaktion.

Ich habe daraufhin noch ein- oder zweimal öffentlich vorgelesen, weil ich mein Wort schon gegeben hatte, dann aber niemals mehr.

Ueber diesen Aufzeichnungen ist nun auch dieser Engadiner Sommer dahingegangen, es wird Zeit zum Packen und Abreisen. Die paar Blätter vollzuschreiben hat mir mehr Mühe gemacht, als sie wert sind, es will mir nicht mehr recht gelingen. Etwas enttäuscht reise ich wieder heim, enttäuscht über manches physische Versagen und noch mehr darüber, daß ich mit allem Bemühen und großem Aufwand von Zeit nichts Besseres zustande gebracht habe als diesen Rundbrief, den ich doch vielen von euch längst schuldig war. Wenigstens steht etwas Schönes, etwas sehr Schönes mir noch bevor, die Heimfahrt über Maloja und Chiavenna, die jedesmal neu bezaubernde Fahrt aus der kühlklaren Berghöhe in den warmen, sommerdunstigen Süden, der Meira nach und den Buchten und Städtchen, den Gartenmauern, Oelbäumen und Oleandern des Comersees entgegen. Dies will ich noch einmal dankbar schlürfen. Habet Nachsicht und lebet wohl!